

Unser Nahziel waren Kartoffelpuffer mit Apfelmus - von Christine Brückner



Sie beherrschten die Kunst, aus wenig viel zu machen.

Zwei Semester Mensaleiterin in Marburg, in dem Hungerjahr 46/47, viel mehr als dieser knappe Satz steht nicht in meinen biografischen Angaben; als Schauplatz für einen Roman schien mir die Mensa nie geeignet. Aber: Ich benutze meine Erlebnisse gern, um Gäste zu unterhalten. Oft treffe ich jemanden, der behauptet, dass ich ihn damals schlecht ernährt hätte. Wenn ich heute morgen aus jeden Semester ein wenig berichte, dann wird da alles zu Anekdoten zusammenschrumpft sein. Aber: Ich kann Ihnen versichern, es waren schwere Zeiten.

Ein paar Stichworte: Den ersten und einzigen Prozess meines Lebens, im Gerichtssaal und am Tatort, hatte ich als Mensaleiterin zu bestehen. Ich hatte viel mit der Polizei zu tun, die sich damals im Kilian befand, schräg gegenüber der Mensa in der Reitgasse. Ich arbeitete mit Gefängnisinsassen, noch nach Jahren wurde ich von den Aufsehern, auch von den Gefangenen begrüßt, wenn der Arbeitstrupp durch die Straßen Marburgs zog.

Ich hatte ein gutes Verhältnis zum Pferdemetzger am Steinweg. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, was Freibank ist? Freibankfleisch. Ich ging zweimal wöchentlich in den Schlachthof, dort befindet sich jetzt ein Parkplatz. Man bekam die vierfache Menge Fleisch, statt 50 Gramm also 200 Gramm. Veterinäre hatten das Fleisch kontrolliert. Lebensgefährlich war der Verzehr nicht. Ich hatte gute Beziehungen zur amerikanischen Offiziersmesse, dort bezogen wir die Abfälle. Ich war 24 Jahre alt, im Personal nahezu die Jüngste, 70 oder 80 Mitarbeiter, vermute ich. Auch die Küchenhilfen waren älter als ich. Ich machte Leibesvisitationen, man durfte Kartoffelschalen mitnehmen aber nichts, was man sich hätte in die Strümpfe schieben können; es lässt sich dort viel unterbringen. Wenn eine der Frauen verprügelt

worden war, vom betrunkenen Ehemann, bin ich hingegangen, um mit diesem Mann zu reden. Ist das glaubwürdig? Ich habe den zweiten Buchhalter wegen schweren Diebstahls ins Gefängnis gebracht, als anklagende Zeugin; er hatte die Tür zum Lager der Care-Spenden aufgebrochen. Care - Sie wissen was das ist? Es gibt zur Zeit eine Briefmarke: 50 Jahre Care, wir haben viele Jubiläen zur Zeit. Carepakete durften aus den USA nicht an Institutionen geschickt werden, das Studentenwerk war aber eine Institution. Sie wurden an meinen Namen adressiert; meine Mutter hörte in der Apotheke, in der sie warten musste, dass die Mensaleiterin schon wieder Carepakete unterschlagen hatte. Diese kleinen Döschen mit Erdnußbutter. Aber natürlich auch Zigaretten. Ich versuchte, sie gerecht, stückweise, auch gehälftet, zu verteilen. Es war mit Lebensgefahr verbunden. Ich stand auf einem Tisch und rief - es waren ja vornehmlich Kriegsteilnehmer, die damals studierten: „Sie bekommen hier keine Nahkampfspeise, sondern im günstigsten Fall zwei Chesterfield.“

Schlaglichter

Wenn es in Marburger Haushalten Käsekuchen gab, war es aus dem Molkeeiweiß, das es in der Mensa gab, hergestellt. Man konnte es leidlich unbemerkt in Kochgeschirren mitnehmen. Man musste viel übersehen. Die Mensa lag am Hang, ganz unten befanden sich die Küche und die Kühlräume. Gab es Stromsperre und die gab es oft, standen die Kübel mit dem Essen im Fahrstuhl unerreichbar. Sie wurden deshalb nach Möglichkeit durch das enge Treppenhaus geschleppt. 2.400 Essen, von heute aus gesehen, ist das nicht viel. Gegen Lebensmittelmarken. Immer auch ein markenfreies Gericht, aus einer Masse hergestellt, deren Namen ich nicht mehr kenne, wohl aber den Geruch. Ich erinnere mich auch an den Geruch von getrockneter roter Beete, die in den Kesseln brodelten und blutig schäumten. Herr Herrmann, der alte Küchenchef, konnte daraus einen essbaren Salat herstellen.

Morgens um 7 Uhr übten abwechselnd die Jazz-Kapellen in den Räumen der Mensa. Charly Brencher hieß die eine, die andere, in der vornehmlich künftige Chefärzte spielten, da weiß ich den Namen nicht mehr. Meine Ohren gewöhnten sich an die Saxophone, aber um 7 Uhr morgens war ich übermüdet und hungrig. Tanzveranstaltungen? Mehrmals in der Woche. Es gab dann ein rotes Heißgetränk. Woraus es bestand? IG-Farben arbeiteten doch nicht mehr. Und dann gab es auf eine Brotmarke ein Brötchen mit Leberwurst vom Pferdemetzger, diese markenfrei. Der zweite Koch strich sie in der Küche und als ich meine Kontrollgänge machte, sah ich von oben her durchs Fenster: Er strich die Leberwurst, zog das Messer durch den Mund und das nächste und so weiter. Ich stellte ihn zur Rede, ohne Erfolg. Sehr geduldig war ich nicht, beim dritten Mal stand ich zornig vor ihm und entließ ihn fristlos. Aber: Er ging nicht. Er war doppelt so alt und doppelt so stark, ich holte Herrn Lehr, den Hausmeister, der mich so oft gerettet hat, er und sein großer zottliger Hund. Er entfernte den Koch. Es war wohl kein großer Verlust.

Ich konnte einmal einen Waggon ausgereifter Tomaten kaufen und daraus haben wir nachts Tomatenpüree gekocht. Eine Handvoll Studenten half ehrenamtlich. Ich muss jetzt den Namen Kian nennen, ich habe Kian auch bereits begrüßt, er studierte Jura, war aber ein ständiger und williger Mitarbeiter des Studentenwerks, außerdem war er ein fleißiger Tänzer. Erst nach Monaten habe ich wahrgenommen, dass er eine Beinprothese trug; er wurde später Land- oder Amtsgerichtsdirektor, das weiß ich nicht. Nachts klebten wir Lebensmittelmarken, 5 Gramm Fettmarken sind sehr klein. Manchmal backte uns jener Herr Herrmann dann so etwas wie eine Käsetorte. Wieviele Marken pro Tag, ein Computer könnte das ausrechnen; in einem Büro tauschte ich sie gegen Bezugsscheine aus.



Äußerst spärlich war auch die Küchenausstattung in diesen Zeiten.

Schlaglichter

Vor einigen Jahren wurde ich vom Rektor der Philipps-Universität zum „Studium generale“ eingeladen. Ein Protestmarsch endete unmittelbar vor Beginn der Veranstaltung am Auditorium Maximum. Ich war ängstlich. Aber die drei Söhne meiner Freundin, groß, kräftig, Anfang dreißig, setzten sich in die erste Reihe: „Wir hauen dich da raus!“ - Es war nicht nötig. Ich sprach über „Phantasie und Wirklichkeit“, benutzte dazu meine Marburger Erinnerungen und Marburg als Schauplatz. Später saßen wir in größerer Runde im „Krug zum grünen Kranze“: Ich hoffe, der Name stimmt, ich gab einige Mensa-Erfahrungen zum Besten. Ein Professor aus Maribor sagte: „Es muss sich da um eine I-Mensa (*immens*) gehandelt haben“. Daran dachte ich, als ich diese Erinnerungen aufschrieb. Sollte es so klingen, als sei ich sehr tüchtig gewesen, dann ist das ein Irrtum, aber ich hatte Fantasie und Überredungskunst. Und: Ich fand fast immer Hilfe. Wenn es galt, einen Handwagen voll Kartoffeln, die im Schlosskeller lagerten und trotz des Strohfeuers am Eingang, erfroren waren, in die Reitgasse zu befördern bei Glatteis, dann fand sich kein Student, dann nahm ich mein hübschestes Küchenmädchen, und wir beide zogen los. Passanten lasen uns auf, wenn wir zu Fall kamen. Das Trauma: Marburg, Kopfsteinpflaster, Glatteis, das habe ich nie verloren. In kurzen Abständen musste sich die Mensaleiterin vor dem AStA rechtfertigen, warum die paar Pellkartoffeln auf dem Teller auch noch erfroren waren.

Soll ich noch erwähnen, dass die Jura Studenten meine Unterschrift am besten fälschen konnten, oder dass es hieß, dass der Rektor der Universität, dem wohl auch das Studentenwerk unterstand, Professor Ebbinghaus, den Rekord im Verzehr von Kartoffelklößen hielt? Wer in jenen Nachkriegsjahren am Marburger Bahnhof ankam, erkundigte sich als erstes, wo sich der schwarze Markt befände, und in den meisten Fällen hieß es dann: „In der Mensa, wenden Sie sich an den Ober Carl“. Er war der beste Ober! Er arbeitete in seinem Zusatzberuf sehr diskret, ich brauchte nichts wahrzunehmen; gehörte allerdings auch nicht zu seinen Kunden. Mein Gehalt betrug 250 Reichsmark. Inzwischen wurde ich von Dr. Meinke berichtet, es handelte sich um 275 Reichsmark, brutto, es waren also die Steuern noch nicht abgezogen. Was eine Zigarette kostete, weiß ich nicht mehr. Mein Posten wurde, als ich zum Kunstinstitut wechselt, auf zwei männliche Bewerber halbiert. Das hat mich befriedigt.

Die Anfänge des Marburger Bettina-Hauses - von Toni Milch



Bewohnerinnen des Bettina-Hauses vor ihrem Wohnheim in der Sybelstraße.

Der am Hang des Schlossberges inmitten von Gärten gelegene ehemals rote Backsteinbau in der Sybelstraße 14 war ursprünglich ein dreistöckiges Mietshaus. Im Jahr 1924 kaufte es Professor Hermelink, der damals ein Mitglied des Kuratoriums des Studentenwerks Marburg war, um es als Studentenwohnheim einzurichten. Die Ausstattung des Hauses, das nur für wenige Bewohnerinnen bestimmt war, stellte der Akademikerinnenbund, aus der Erkenntnis, dass den weiblichen Studierenden andere Lebensbedingungen zu schaffen seien, als ihren männlichen Kommilitonen. Seinen Namen „Bettinahaus“ empfing es von dem runden Turm des Nachbargrundstücks, dem Lieblingsaufenthalt der jungen Bettina Brentano, wenn sie bei ihrem Schwager Friedrich Carl v. Savigny als Gast weilte. In der Zeit von 1933 bis 1946 wurde das Haus erst für „volksdeutsche“ Studentinnen und später für die Kriegerwitwen als Unterkunft benutzt. 1946 übernahm es die UNRRA und belegte es mit sogenannten D.P. Studenten. Als das Haus im Mai 1947 dem Studentenwerk Marburg zurückgegeben wurde, sollte es von neuem ein Studentinnenheim werden. Vernachlässigt und ungepflegt, fast ohne Mobiliar, glich es damals eher einem Wohnlager, in dem die jungen ausländischen Studenten und Studentinnen unbekümmert unter einem Dach lebten.

Zu diesem Zeitpunkt gehörten sieben Studentenwohnheime zum Studentenwerk, in denen 400 der 3.000 Studierenden lebten. Dem Bettina-Haus am nächsten lag der Forsthof, ehemals der Wohnsitz Savignys, darüber, näher am Schloss, das Carl-Duisberg-Haus für blinde und schwerkriegsverletzte Studenten. Für lungengefährdete Studenten wurde später das unter ärztlicher Leitung stehende Rhenanienhaus am Weinberg eingerichtet. Um Wohnraum in dieser Zeit der Zwangsbewirtschaftung zu gewinnen, wurden alle Räume, auch die Säle dreier Korporationshäuser, bis zum Äußersten belegt und vom Studentischen Wohnungsamt erhielt auch das Bettina-Haus die Auflage, 30 Studentinnen unterzubringen. Jedes Zimmer bis auf den schönen großen Essraum, von dessen Erker der Blick ins Lahntal sich öffnet, wurde als 2-, 3- oder 4-Bett-Zimmer eingerichtet. Ein Drittel der Bewohnerinnen des neu aufzubauenden „internationalen Studentinnenwohnheims“ bildeten die bereits dort untergebrachten Studentinnen aus Polen, Russland, Litauen und Lettland, mit denen zwanzig deutsche Studentinnen während ihrer Studienzeit zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen sollten. Die Aufgabe des Hauses wurde vor allem darin gesehen, den Mädchen und jungen Frauen eine Heimstatt zu schaffen, die ihnen die dringenden Sorgen um ihre Ernährung abnahm und Ruhe zur Arbeit gab: Sie standen noch unter dem Eindruck der Erschütterungen des Krieges, die sie allmählich überwinden mussten. Es wurde begonnen, Kontakte unter den einzelnen Studentinnen herzustellen, die großlos aneinander vorbeigingen und auch eine Atmosphäre des Vertrauens zu ihren Professoren zu schaffen.



In der Küche wurde selbst gekocht.

Bei den täglichen gemeinsam mit dem Protektor Professor Dr. Werner Milch und seiner Frau eingenommenen Mahlzeiten, die in eigener Küche aus den dürftig zugeteilten Rationen bereitet wurden, lernten die „Bettinen“ (wie sie sich bald nannten) Gäste aus dem Ausland und Dozenten aus London, Paris und Kapstadt kennen, die später auch einigen von ihnen zu einem Auslandsaufenthalt verhalfen, ehe das offizielle Austauschprogramm begann. Und obwohl es in diesen Jahren an dem Nötigsten fehlte - Bett- und Tischwäsche, Porzellan und Besteck konnten erst viel später angeschafft werden - entstand eine fröhliche Not, die Begeisterung für ein ernsthaftes Studium schuf. Die ersten Begegnungen mit amerikanischen Studentinnen des Smith-College und kurz darauf einer schwedischen Studentendelegation im Bettina-Haus wurden zu einschneidenden Erlebnissen, und noch in den folgenden Semestern sandten die in der Schweiz studierenden Kommilitoninnen vor ihrer Rückkehr nach Amerika den Bettinen ihre eigenen, hübschen, aus guten Stoffen gefertigten Kleider und ihre Schuhe, damals eine unerhörte Kostbarkeit. Ein Ferienkurs brachte Studenten europäischer Länder ins Haus und bald gehörten eine Schweizerin, eine Französin und eine Engländerin, die ein Semester an der Philipps-Universität studierten, in die Hausgemeinschaft. Es bildeten sich bestimmte Regeln des Zusammenlebens heraus und ein Hausausschuss von drei Bewohnerinnen, zu jedem Semesterbeginn ordnungsgemäß gewählt, übernahm in Selbstverwaltung die Hausangelegenheiten und stellte später sogar einmal die Sozialreferentin des AStA.

Als die Lockerung der Wohnbewirtschaftung die Einrichtung eines eigenen Clubsraums zuließ, ermöglicht durch eine Spende des Hessischen Kultusministers, wurde das Bettina-Haus auch zum Treffpunkt anderer Studentengruppen, wie z.B. des World University Service. Nach der Überwindung anfänglicher Scheu gewannen die Bettinen Freude an der Einrichtung ihrer Räume und entwickelten eigene Initiativen bei der Gestaltung ihrer Feste. Für erkrankte oder in finanzielle Schwierigkeiten geratene Kommilitoninnen im Haus traten sie gemeinsam ein, und die manchmal spürbar hochmütige Distanz zu den etwa gleichaltrigen Hausangestellten, die alle ihre Kräfte einsetzten, wich einer dankbaren Anerkennung. So schien der Geist der Namensgeberin, Bettina v. Arnim, in ihrer unbestechlichen, inneren Unabhängigkeit das Haus zu durchdringen. In einer Übersicht über studentische Einrichtungen dieser Jahre wurde das Bettina-Haus als eins der wenigen Gemeinschaftshäuser erwähnt, die nicht ein Studentenhotel sein wollten, sondern einen eigenen Stil programmlos entwickelten, anregend wirkten und so ein „kleines Stück Hochschulreform“ bedeuteten. Dass im Bettina-Haus nur Studentinnen zusammenlebten, ließ ihnen die in diesen ersten Nachkriegsjahren nötige Ruhe zu ihrer Entwicklung. Der ungezwungene Umgang mit den Bewohnern der benachbarten Studentenheime, die, wie auch eine kleine Zahl junger Dozenten, zeitweise im Bettina-Haus mitbeköstigt wurden, würzte die Tischgespräche und ließ das Haus nicht, wie es von Spöttern bezeichnet wurde, zum „Jungfernzwinger“ werden, was die Bettinen bei ihren Diskussionsabenden und Veranstaltungen bewiesen. Das scheinbar frohe Leben der Bettinen verbarg aber eine Fülle von Problemen dieser ersten, tapferen Nachkriegs-Studentengeneration, die sehr jung außergewöhnlich Schweres erlebt hatte. Flucht und Trennung von ihren Familien hatten sie geprägt, und mancher waren die Ideale ihrer Erziehung im Dritten Reich zerstört. Mit großer Zähigkeit stellten sie sich den von Ihnen geforderten Entbehrungen und bestanden dennoch ihre Examina. Sie waren sich vielleicht noch nicht völlig ihrer späteren Verantwortung bewusst, die sie an einen ihren Fähigkeiten und dem Studium entsprechenden Platz stellen würde. Aber sie nahmen eine während der Studienzeit selbst erarbeitete, menschliche Grundlage mit in die Zukunft, auf der sie mutig aufbauen durften.

Das Marburger Studentendorf - von Siegfried Ebel



Für jede Flurgemeinschaft war jeweils eine gemeinsame Teeküche vorgesehen.

Der Fremde, der sich Marburg von ferne mit dem Auto oder dem Zuge nähert, der Einheimische, der aufmerksam vom Schlossberg das Panorama seiner Stadt überschaut, der ehemalige Student, der die altvertrauten schönen Aussichtspunkte wieder einmal aufsucht, jeder bleibt mit seinem Blick haften an dem weithin leuchtenden, imposanten Bautenkomplex, der sich im Osten der Stadt auf dem hügeligen Gelände der Geschwister-Scholl-Straße erhebt: Das Marburger Studentendorf, ein neues, unverkennbares Wahrzeichen der Stadt, ein weiterer Akzent im Kräftespiel von alter und moderner Baukunst.

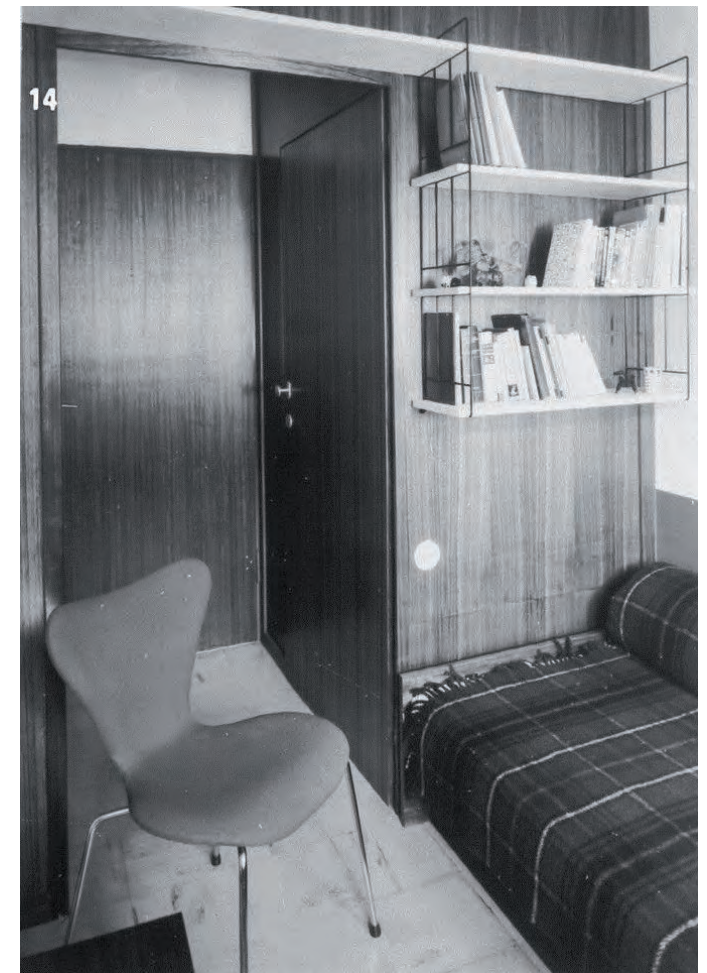
Um der jährlich steigenden Wohnungsnot der Studenten in merklicher Weise abzuweichen, hat das Marburger Studentenwerk hier nach den Plänen des Architekten Professor Geil ein Wohnzentrum entstehen lassen. Sieben Häuser - sie enthalten zusammen 820 Plätze - gruppieren sich um einen Gemeinschaftsbau, der den kulturellen Mittelpunkt der Anlage bilden soll. Wenn das Dorf in absehbarer Zeit fertiggestellt sein wird, gehört es nicht nur zu den größten, sondern auch zu den modernsten und vorbildlichsten Zentren studentischer Wohngemeinschaft in Europa.

Schon die Namensgebung der einzelnen Häuser - sie sind nach berühmt gewordenen Marburger Studenten und Dozenten, wie Adolf Reichwein, Michail Lomonosov, Johann Heinrich Jung-Stilling, benannt - weist auf die innere Einstellung hin, aus der dieses Studentendorf hervorgegangen ist: Es ist der Geist der Freiheit, der sich nie in eine ihrer mannigfaltigen Erscheinungsformen bannen lässt. In gleicher Weise wird der Variationsreichtum in der äußeren Gestaltung der Häuser zum sinnfälligsten Ausdruck des Versuchs, in unablässigem Bemühen die bestmögliche Lösung studentischen Arbeits- und Gemeinschaftslebens zu finden. Das zuerst fertiggewordene Adolf-Reichwein-Haus, das mit seinen 254 Zimmern größte unter den Gebäuden, gliedert sich in dreimal fünf, durch Treppenhäuser voneinander getrennte Flurgemeinschaften von 8 bis 15 Bewohnern, die jeweils eine gemeinsame Teeküche benutzen. Hinzu kommen einige Aufenthalts- und Arbeitszimmer, die allen Hausbewohnern zur Verfügung stehen. Der schon beinahe zum Gemeinplatz gewordenen Auffassung, dass in Studentenheimen der Ort gemeinsamer Mahlzeiten zum Katalysator erster persönlicher Kontakte wird, entspricht auch hier der Erfahrung. Diese kleinen Zellen gegenseitigen Kennenlernens, des Austausches von Kenntnissen und Meinungen über die Orientierung und sinnvolle Eingliederung in Studium und Universitätsleben bis hin zur Diskussion über aktuelle Fragen und Kunst, Politik und Wirtschaft ermöglichen allein die weitere Zusammenfassung der Einzelnen in der Gesamtheit einer Stockwerks- und dann einer Hausgemeinschaft. Diesen baulichen Gegebenheiten entsprechend wurde auch von vornherein die demokratische Selbstverwaltung der studentischen Belange des Hauses angelegt.

Schlaglichter

Auf welche Weise aber haben nun, wenn man auf die ersten zweieinhalb Jahre seit der Fertigstellung des ersten Bauabschnittes zurückschaut, die Studenten von diesen ihnen bestimmten Gebäuden Besitz ergriffen? Man muss an dieser Stelle vielleicht einem besonderen Umstand Rechnung tragen: Der bestimmenden Kraft einer Art Geist der Gründerzeit. Die ersten Bewohner, eine Gruppe von dreißig Studentinnen und Studenten, die aus anderen Wohnheimen am 1. Mai 1962 in den eigentlich noch nicht bezugsfertigen Bau des Adolf-Reichwein-Hauses übersiedelten, waren keineswegs nur von der Erwartung getragen, nun in eine der schönsten Wohnanlagen Marburgs zu ziehen und in einem wohnlichen, äußerst zweckmäßig eingerichteten Zimmer in aller Ungestörtheit ihrer Arbeit nachgehen zu können. Auch die vielen äußeren Annehmlichkeiten, vom fließenden warmen und kalten Wasser in Zimmern und Teeküchen bis zu den Duschräumen, noch der technische Komfort vom Kühlschrank bis zur hauseigenen Waschmaschine und zum Bügeleisen, begründete nicht in erster Linie die Begeisterung. All diese Vorzüge, derentwegen mancher Student heute gern auf die „Romantik“ eines wacklig möblierten Dachstübchens in Marburgs Altstadt verzichtet, waren an jenem 1. Mai nicht vorhanden. Die Zimmertüren waren noch ohne Klinken und Schlösser, die Bettrahmen ohne Matratzen, die Teeküchen ohne Strom und Wasser. In diesen Tagen gemeinsamen Fegens, Matrazenauspackens, Möbelschleppens, der Angewiesenheit aller auf einen einzigen Wasserhahn, der nachmittäglichen Erfrischungsrunden, entstand eine Verpflichtung zur Aktivität, zur Mitverantwortung, die in den folgenden Monaten den Geist des ganzen Hauses prägte. Als alle Plätze belegt waren, entfaltete sich ein reges geistiges Leben innerhalb des Hauses.

Neben den von den fünf Tutoren unter der koordinierenden Leitung eines Mentors abgehaltenen Arbeitsgemeinschaften - wie Literatur- und Theaterkreis, fremdsprachlichen Arbeitskreisen, Orchester und Blockflötenkreis - entstanden weitere Gruppen ganz aus der Hausgemeinschaft heraus (Bibelkreis, Schallplatten-, Jazz- und Fotokreis). Es wurden „Hausmeisterschaften“ nicht nur in Schach und Tischtennis, sondern auch im Doppelkopf ausgetragen. Zu den „Offenen Abenden“ lud man namhafte Persönlichkeiten ein. Das Referat des Fachmannes sollte die Arbeit der jeweiligen Gruppen vertiefen, zugleich sich aber mit seinem bewusst allgemeiner gefassten Thema an weitere Kreise der Hausgemeinschaft wenden und so die Gruppen vor der Isolierung, die Gemeinschaft vor der Zersplitterung bewahren. Die Besucherzahl solcher Veranstaltungen veranschaulicht, dass ein großer Teil der Hausgemeinschaft an diesen Möglichkeiten studentischen Zusammenlebens interessiert ist. Erfahrungsgemäß erweisen sich besonders die jüngeren Semester, die die Universität zunächst als eine abstrakte und anonyme Institution erfahren, offen und dankbar für einen Gedankenaustausch auch auf fachfremden Gebiet. Aufgabe der Zukunft wird es sein, Regsamkeit, Toleranz und Verantwortungsgefühl, die in so hoffnungsvoller Weise vom ersten Tag an das großzügig angelegte Projekt durchwehten, wach zu halten und in veränderter Form, aber unverminderter Kraft vom kleinen Maßstab der ersten Hausgruppe auf die Gesamtheit der 820 Bewohner umfassenden Dorfgemeinschaft zu übertragen.



Zweckmäßig und funktional waren die Zimmer eingerichtet.

50 Jahre Konrad-Biesalski-Haus

Im Sommersemester 1966 immatrikulieren sich an der Philipps-Universität zwei körperbehinderte Studierende, die in Hessisch-Lichtenau das Abitur bestanden hatten. Weil auf dem privaten Wohnungsmarkt keine geeigneten ebenerdigen Zimmer gefunden werden können, quartiert das Studentenwerk beide im Studentendorf, im Sylvester-Jordan-Haus, ein. Im Wintersemester 1966/67 kommen drei weitere körperbehinderte Studierende hinzu, für alle gemeinsam werden zwei hauptamtliche Betreuer eingestellt. „Wir waren dankbar für das Entgegenkommen des Studentenwerks“, so der Marburger Orthopäde Professor Dr. Gerhard Exner, unter dessen Obhut die Studierenden stehen, „aber weil die spezifischen Einrichtungen fehlten, bestand natürlich kein Zweifel, dass diese Lösung nur als Übergang akzeptabel war.“ Der „Marburger Versuch“, wie das Projekt genannt wird, verbreitet sich zudem so schnell, dass für das Wintersemester 1968/69 bereits mehr als 20 Anmeldungen behinderter Menschen mit dem Wunsch zu studieren vorliegen.

Exner beschreibt die Lage 1970 in seinem Artikel „Rehabilitation durch Hochschulstudium“ in der Zeitschrift „Die Rehabilitation“: „Das Hochschulstudium Körperbehinderter, das spätestens nach dem zweiten Weltkrieg in größerem Umfang an den deutschen Universitäten Bedeutung gewonnen hat, war bis vor Kurzem mangels jeder Vorsorge an den Universitäten mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden und von vielen Zufällen abhängig“. Weiter schreibt Exner: „Voraussetzungen für ein ungestörtes Hochschulstudium von Schwerkörperbehinderten im Rollstuhl sind geeignete Unterkünfte, gesicherte Transporte zu allen Lehrveranstaltungen, personelle Hilfe bei den Verrichtungen des täglichen Lebens soweit erforderlich und Institutsgebäude, die im Rollstuhl erreicht und befahren werden können.“

Und Exner handelt entsprechend. Er initiiert bereits 1966 die Gründung der „Marburger Vereinigung für die Rehabilitation Behinderter e.V.“ und entwickelt, gemeinsam mit der Philipps-Universität und dem Studentenwerk Marburg, geeignete Maßnahmen. Michael und Ingrid Ferger gehörten zu den ersten Bewohnern, die von Exner zunächst im Studentendorf betreut wurden - sie erinnern sich: „Anfangs haben uns Studierende aus dem Studentendorf gefahren, zu den Veranstaltungen in der Universität oder anderen Terminen, auch der Sohn von Professor Exner hat uns betreut. Aber dann wurde für die Studis im Sylvester-Jordan-Haus ein erster Pfleger eingestellt, Herr Günther Lange.“ Das Haus im Studentendorf ist zwar barrierefrei, aber die Situation nicht optimal. „Sehr bald war zu erkennen, dass bei einer größeren Zahl - zum Teil Schwer- und Schwerstbehinderter - nur mit einem für die speziellen Erfordernisse eingerichteten Wohnheim die begonnene Arbeit fortgesetzt werden konnte“, so Exner in seinem Artikel weiter.



Professor Dr. Gerhard Exner, Gründer des KBH

Schlaglichter

Die Planungen für das Konrad-Biesalski-Haus werden konkret: Eigentlich war angedacht, in der Sybelstraße ein Studentenhotel zu errichten, doch das Vorhaben konnte letztlich nicht realisiert werden. „Karl Egermann, der damalige Geschäftsführer des Studentenwerks, setzte sich, gemeinsam mit Professor Exner und der Marburger Vereinigung für die Rehabilitation Behinderter e.V., sehr dafür ein, dass das Konrad-Biesalski-Haus als integratives Wohnheim für behinderte und nichtbehinderte Studierende an dieser Stelle entstehen konnte.“, erzählt Michael Ferger. Rund 2,8 Millionen D-Mark soll das Projekt kosten. Unterstützung kommt vom Bund, dem Land Hessen und der „Aktion Sorgenkind“. Bauherr ist das Studentenwerk, Bauträger die Hessische Heimstätte.

Am 5. Dezember 1969 wird das Konrad-Biesalski-Haus schließlich eröffnet – das neue Wohnheim führt den Namen des Orthopäden Konrad Biesalski. Er gilt als Schöpfer einer planvollen Rehabilitation für Körperbehinderte durch Staat und Gesellschaft. Seiner Initiative ist das „preußische Krüppelfürsorgegesetz“ von 1920 zu verdanken, aus dem das Körperbehindertengesetz von 1957 und das Bundessozialhilfegesetz von 1961 hervorgegangen sind. „Selbstbestimmung und Integration“, so lautet sein Leitbild. Mit dem Haus wird ein Projekt verwirklicht, das erstmals an einer deutschen Universität einer größeren Gruppe körperbehinderter junger Menschen einen ganz „normalen“ Universitätsalltag ermöglicht. Der Gedanke der Inklusion wird hier von Anfang an verwirklicht, indem Studierende mit und ohne Handicap gemeinsam Tür an Tür zusammen leben.

Das KBH hat bei seiner Einweihung 83 Einzelzimmer mit abgeteilter Wasch- und Dusch-WC-Kabine. Die Gesamtfläche jeder Einheit beträgt ca. 15 qm. 77 der 83 Zimmer sind zu dieser Zeit so gestaltet, dass viele Tätigkeiten darin ohne fremde Hilfe möglich sind, beziehungsweise Hilfe jederzeit gerufen werden kann. Zu diesem Zweck verfügen die Apartments über eine zentrale Alarm- und Rufanlage. Pflegerische Betreuung und notwendige Hilfestellungen werden von einem Pflorgeteam rund um die Uhr vorgenommen, ein hauseigener Fahrdienst ermöglicht Mobilität. Ebenfalls im Haus vorhanden: Eine eigene Wohnung für den Oberpfleger, der so rund um die Uhr im Haus zugegen ist. Die Finanzierung für den einzelnen Bewohner ist zu dieser Zeit noch ungeklärt, erinnern sich Ingrid und Michael Ferger: „Das Studentenwerk konnte aufgrund seiner Satzung keine Spenden entgegen nehmen und so hat die Marburger Vereinigung als gemeinnütziger Verein Gelder für das Haus erwirkt. Zum Beispiel für die Anschaffung von Fahrzeugen. Der erste Bus für die Mobilität der Bewohner konnte Anfang der 70er Jahre gekauft werden.“ Zum 10-jährigen Bestehen 1979 zieht Exner eine erste Bilanz: „Auf unserer Habenseite stehen die Studenten und Studentinnen, denen das KBH und sein Leistungsangebot Rückhalt für ein geordnetes Hochschulstudium geboten haben. Da stehen menschliche Kontakte, Freundschaften, Verständnis, Zugewinn an Selbstständigkeit. Über 30 Studierende des KBHs haben ihre Studiengänge erfolgreich mit Examen und Diplom abgeschlossen.“

Das 15-jährige Bestehen des KBHs im Jahre 1984 nimmt die Marburger Vereinigung für die Rehabilitation Behinderter zum Anlass, eine öffentliche Bestandsaufnahme zu tätigen. Es wird zum Podiumsgespräch in die Mensa geladen, das Thema des öffentlichen Gesprächs: „Integration Körperbehinderter in Studium und Beruf“. Durch neue Anschauungen hätten sich im Laufe der Zeit neue Problemfelder ergeben – so berichtet die Oberhessische Presse zu diesem Ereignis. Es sei zu beobachten, dass behinderte Menschen ihre Selbstständigkeit heute eher außerhalb von Heimen suchten. Dieser Trend ist mit Zahlen klar zu belegen – während 1974 insgesamt 44 behinderte Studierende im KBH gewohnt hatten, waren es zehn Jahre später nur noch 22.

Schlaglichter

Die genaue Ursache für den Rückgang der Bewohner müsse ergründet werden, so wird der Kanzler der Universität, Professor Klaus Ewald zitiert.

Doch sollten körperbehinderte Studierende lieber außerhalb des Wohnheims leben, müsse das Konzept des KBH neu überdacht werden. Das Haus selbst aber solle in jedem Fall erhalten bleiben, so Ewald weiter. Zur Situation körperbehinderter Studierender an der Philipps-Universität äußert sich der Kanzler ebenfalls. Es stünden dem Streben nach größtmöglicher Integration objektive Widerstände entgegen, etwa überalterte Räumlichkeiten mancher Fachbereiche aber auch Gesichtspunkte des Denkmalschutzes, die etwa der Installation notwendiger Fahrstühle widersprächen. In der Studienberatung sei inzwischen ein körperbehinderter Mitarbeiter eingestellt worden, der schneller und besser die Lage beurteilen und beraten könne. Zudem sei, so Ewald, das gesamte Themenfeld Gegenstand der Forschung. Neben den Studiengängen Motologie und Rehabilitationspädagogik existiere auch ein Kooperationsvertrag mit der Marburger Blindenstudienanstalt.

Die zurückgehenden Belegungszahlen des KBHs in den 80er und 90er Jahren sind auch weiterhin eine Herausforderung - ein Maßnahmenkatalog wird erarbeitet, der diese Wohnform für die behinderten Studierenden attraktiver gestalten soll. Auch die internen Abläufe im Haus werden mehr und mehr den Bedürfnissen der Bewohner nach mehr Freiraum und Selbstbestimmung angepasst. Dagmar Wiesel, langjährige Bewohnerin erinnert sich: „In den 70er Jahren hieß es um 23 Uhr: Bettruhe!“ Auch das Aufstehen fand anfangs jeweils zu festen Zeiten statt. Ein Konzept, das sich im Laufe der 80er Jahre stark verändert. Mehr und mehr werden individuelle Wünsche der Bewohner in den Mittelpunkt gestellt. „Heute kann jeder Bewohner anmelden, zu welcher Zeit er Hilfe beim Aufstehen oder zu Bett gehen benötigt - das wird entsprechend eingeplant“, erklärt Hans Peter Hardt, der seit 1993 die Abteilung Studentisches Wohnen des Studentenwerks Marburg leitet und in dessen Verantwortlichkeit das KBH fällt. Dagmar Wiesel erinnert sich gern an die Jahre im KBH zurück: „Wir hatten dort einen festen Zusammenhalt, haben zusammen gekocht und gefeiert. Gegenseitige Hilfe zwischen den Bewohnern war ganz selbstverständlich. Wenn es bei gemeinsamen Feiern ungeplant später wurde, haben eben die nichtbehinderten Studis den anderen beim zu Bett gehen geholfen.“

Zum 25-jährigen Bestehen im Jahre 1994 wohnen 16 körperbehinderte Studierende im KBH, das Betreuerteam besteht aus 8 Pflegekräften, 2 Krankengymnasten, 8 Zivildienstleistenden und der Hauswirtschafterin. Mehr als 200 Studierende mit unterschiedlichsten Körperbehinderungen haben inzwischen die Dienste des KBHs in Anspruch genommen - 185 davon haben ihr Studium erfolgreich abgeschlossen.



Das Haus hat einen wunderschönen Ausblick auf die Stadt.



Ein hauseigene Fahrdienst steht zur Verfügung.

Trotz vielerlei Bemühungen und Maßnahmen geht die Anzahl der körperbehinderten Bewohner im Konrad-Biesalski-Haus Jahr für Jahr weiter zurück. So wohnen im Jahr 2000 dort nur noch 7 behinderte Studierende. Das Konzept des inklusiven Wohnens wird nicht in Frage gestellt, an anderen Stellschrauben aber wird gedreht. Es wird modernisiert und investiert: Im Juli 2000 erhalten die Bewohner einen Internetzugang in ihren Zimmern. Sechs Jahre später erfolgt ein weiterer Schritt: Nach 37 Jahren im Betrieb entsprechen die Standards der Zimmer, 15qm mit kleiner Nasszelle, nur noch bedingt den aktuellen Anforderungen an das studentische Wohnen für schwerstbehinderte Menschen, die teilweise nur mit einem Lifter gehoben werden können und einen Elektrorollstuhl benutzen. Auf Anregung der Mutter eines Bewohners, über die der Kontakt zur Paul-Lechler-Stiftung hergestellt wird, beginnt die Planung für eine Neugestaltung der Zimmer. Heraus kommt eine „aus zwei mach eins“-Konzeption: Aus acht alten, kleinen Zimmern entstehen vier moderne, behindertengerechte Apartments mit großem Bad, automatisch arbeitender Wohnungstür und höhenverstellbarer Schreibtischplatte. Die Bewohner können die Funktionen für Fenster, Türen, Heizkörper, Jalousien, Licht und Notruf über eine kleine Fernbedienung steuern - insgesamt eine Investition von 200.000 Euro. Fast die Hälfte steuert die Paul-Lechler-Stiftung bei - eine mehr als großzügige Unterstützung.

Und die Neuerungen zeigen Wirkung: Immer mehr junge Menschen mit Handicap finden Gefallen an einem Leben im KBH - die Belegungszahlen steigen wieder an. Auch Austausch-Studierende aus dem europäischen Ausland entdecken die Möglichkeiten, die das Haus bietet. 2006 zieht die erste internationale Studentin dort ein. Und die Modernisierungsarbeiten im Haus gehen weiter - weitere vier neue und modern eingerichtete Apartments entstehen. Pünktlich zum 40-jährigen Bestehen des KBHs Ende 2009 sind sie bezugsfertig. Dr. Uwe Grebe, Geschäftsführer des Studentenwerks Marburg, betont in seiner Festrede zu diesem Anlass, dass die zufriedenstellende und erfolgreiche Realisierung des Studiums für Studierende mit Behinderung und chronischer Krankheit nach wie vor mit der Bewältigung von organisatorischen, zeitlichen und materiellen Herausforderungen verbunden sei. Diesen Herausforderungen versucht sich das Studentenwerk seit nunmehr 40 Jahren mit seinem Konrad-Biesalski-Haus zu stellen. Der Beauftragte der Hessischen Landesregierung für behinderte Menschen,

Friedel Rinn, spricht zu Recht von „Pioniergeist, mit dem vor 40 Jahren mit dem Konrad-Biesalski-Haus behinderungspolitisches Neuland betreten wurde“. Auch Staatssekretär Gerd Krämer vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst würdigt die Vorreiterrolle des Marburger Konrad-Biesalski-Hauses bei einer entscheidenden gesellschaftlichen Entwicklung im Umgang mit Behinderungen: Weg vom Gedanken der Fürsorge und hin zu einem verantwortungsvollen integrativen Miteinander, zur gleichberechtigten Teilhabe von Menschen mit Behinderung an allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Das innovative Wohnkonzept des KBH sei dabei stets ein wichtiger Baustein.

Schlaglichter

Einen tiefen Einschnitt in den organisatorischen Ablauf des Hauses bedeutet im Jahr 2011 der Wegfall der Wehrpflicht. Denn damit verbunden ist auch die Tatsache, dass die im Haus so dringend benötigte Hilfe der Zivildienstleistenden nicht länger zur Verfügung steht. An ihre Stelle treten die sogenannten „Bufdis“, also zumeist junge Männer und Frauen, die sich für das Gemeinwohl engagieren. Obwohl das KBH ein attraktiver Einsatzort für junge Menschen ist - hat man doch dort die Möglichkeit, schon mal ins „Studentenleben“ hineinzuschnuppern - erweist es sich als schwer, alle offenen Plätze zu besetzen. Die Konkurrenz der verschiedenen Einrichtungen um die freiwilligen Helfer ist groß. Der Einzug junger Menschen mit Asperger-Syndrom zum Wintersemester 2011/12 stellt eine erneute Weiterentwicklung des Hauses dar. Die Integration gelingt weitgehend reibungslos, die Studierenden können ihr Studium erfolgreich bewältigen.

2012 wird das Konrad-Biesalski-Haus als Positivbeispiel für gelebte Inklusion in die 2011 von der Bundesregierung eingerichtete „Landkarte der inklusiven Beispiele“ aufgenommen. Im Rahmen einer Feierstunde würdigt der Beauftragte der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen, Hubert Hüppe, in Wiesbaden das Engagement des Studentenwerks Marburg, den Betreiber des Wohnheims, mit den Worten: „Bereits seit über 40 Jahren wird im Konrad-Biesalski-Haus Inklusion gelebt, lange bevor davon gesprochen wurde“. Mit seinem Konzept, behinderten Studierenden weitestgehende Selbstständigkeit zu ermöglichen und sie in den ganz normalen Studierenden-Alltag aufzunehmen, hat das Konrad-Biesalski-Haus das Auswahl-Gremium der Inklusionslandkarte überzeugt. Die Entscheidung darüber, ob ein vorgeschlagenes Projekt aufgenommen wird oder nicht, treffen übrigens diejenigen, die sich damit am besten auskennen: Menschen mit Behinderungen. 2018/19 erfolgt ein weiterer Modernisierungsumbau - aus insgesamt 8 älteren, kleineren Wohneinheiten entstehen erneut 4 neue und großzügigere Apartments. Zudem wird das Haus einer umfassenden Brandschutzsanierung unterzogen.

Im Jahr 2019 feiert das Haus mit zahlreichen Gästen sein 50-jähriges Bestehen - zu diesem Zeitpunkt leben im KBH rund 30 junge Menschen, die ihr Studium trotz körperlicher Beeinträchtigung meistern und die wir, wo immer das notwendig ist, mit Hilfestellungen und Assistenzleistungen dabei unterstützen, ein möglichst selbstständiges und eigenbestimmtes Leben zu führen.



Die Uni-Kita



Betreuung in der Uni-Kita in den 60er Jahren

Am 29. Mai 1963 wurde der Verein „Interessengemeinschaft Universitäts-Kindergarten e.V.“ von studentischen Eltern und Bediensteten der Universität Marburg gegründet. Der Verein verfolgte das Ziel, ein Betreuungsangebot für die Kinder von Studierenden zu schaffen, damit die Eltern einem „ordentlichen Studium“ - wie es in der Gründerurkunde hieß - nachgehen konnten. Darüber hinaus wurde mit der Gründung einer Kita das gesellschaftspolitische Ziel verfolgt, eine Alternative für die, als zu isoliert empfundene, Kindererziehung in den Familien zu bieten und die Kinder stattdessen in entsprechenden Gruppen aufwachsen zu lassen.

Der Marburger Universitätskindergarten 1965 - aus der Not geboren

von Dr. Rolf und Antje Karadek

In den 60er Jahren kamen erwachsene Männer und Frauen auf merkwürdige Ideen. Sie lebten zusammen, bekamen Kinder und heirateten. Und das, obwohl sie nur Studenten waren. Auf so etwas war die Gesellschaft nicht eingestellt. Den Eltern verheirateter Studenten wurde das Kindergeld gestrichen, für eine Heimfahrt per Bahn musste der volle Preis gezahlt werden und meiner Frau Antje gelang es nicht, in Marburg eine Arbeit als Erzieherin zu finden, zu der sie unser Kind mitnehmen konnte. Abends arbeitete sie bei Monette in der Fabrik oder vormittags als Verkäuferin in Ockershausen und schließlich tagsüber im Pfarrbüro, wohin sie endlich unsere kleine Corinna mitnehmen durfte. Als ein zweites Kind kam, meinte Pfarrer Schreiber zwar, das ginge auch noch, aber Corinna rannte im Büro herum und forderte die Aufmerksamkeit ihrer Mama, Peter lag im Kinderwagen und dachte nicht daran zu schlafen. Nach der Arbeit schob Antje den Kinderwagen mit dem Bauch über das Kopfsteinpflaster die steile Stadtwaldstraße hinauf, an einer Hand Corinna, in der anderen die Einkaufstasche. Es war nicht mehr zu schaffen. Sie gab ihre Stelle auf.

Arbeitslosengeld gab es damals nicht - erst nach vielen Jahren der Beschäftigung. Ich arbeitete als Lagerarbeiter, in Nachtschichten in Fabriken, am Bau der Universitätsbibliothek, machte Nachtwachen auf der Intensivstation der Inneren Uniklinik und begab mich von da morgens gleich zur Vorlesung. Manchmal schlief ich noch eine Stunde im Hörsaal. Auch Antje hielt einige Male die Nachtwache und für ein paar Mark gingen wir zum Blutspenden. Vorlesungen, Kurse, Vorbereitungen auf das Examen - ich begann meine Doktorarbeit im Hygieneinstitut und oft stand ich bis spät in die Nacht auf einem Holzboden unter der Dachschräge und zentrifugierte Bakterienemulsionen.



Das Haus in der Deutschhausstraße beherbergte 49 Jahre lang die Uni-Kita.

war die Kita ein Segen. Aber dennoch litten, trotz aller Fürsorge, manche Kinder extrem unter dem Trennungsschmerz und weinten wochenlang schmerzlich. Auch durchlitten sie viele Krankheiten und steckten sich immer wieder an. Jedes Kind ist eben anders. Unter den Eltern, Studenten und Universitätsangehörigen, entstand eine richtige Gemeinschaft. Es gab Besprechungen, Problemfälle wurden erörtert, man half sich und übernahm reihum die Putzarbeiten, was hervorragend klappte.

Die Pille befand sich in den 60er Jahren noch in den Anfängen. Es gab reichlich Studenten-kinder. Aber wo sollten sie untergebracht werden? Antje betreute auch das Kind einer Marburger Studentin. Ich weiß, dass ein Kleinkind den Vormittag festgebunden im Schlafsack verbrachte, da die Mutter arbeiten musste. Die Not war groß.

Mehrere Studenten und Uniangehörige schlossen sich zu einem Verein mit dem Ziel zusammen, den Aufbau einer Kindertagesstätte zu bewirken. Wir waren natürlich Mitglied, Antje war Schriftführerin und tatsächlich kam es im Oktober 1965 zur Gründung des ersten Universitätskindergartens in Deutschland, betrieben vom Studentenwerk und der Universität. Antje erhielt dort endlich eine Anstellung als Erzieherin.

Der Einrichtung stand mit Schwester Bärbel eine resolute Kinderkrankenschwester vor. Eine Köchin, Frau Schrapel, sorgte für gutes Essen, Antje als Erzieherin und Frau Rosemarie Laue, auch sie Kinderkrankenschwester, versorgten die Kinder - auch die eigenen. Später kam noch eine weitere Erzieherin - die spätere Leiterin Frau Krause - hinzu. Kinder waren vom Säuglingsalter bis zum dritten Lebensjahr vertreten. Sie schliefen mittags in der Einrichtung und wurden oft erst abends von den Eltern abgeholt. Antje hatte allein 12 Kinder zu betreuen, alle mussten noch gewickelt werden. Heute werden zwei bis drei Erzieherinnen für diese Kinderzahl eingesetzt. Die Vorstellung, Kinder müssten die Kita besuchen, damit sie frühzeitig soziales Verhalten lernten und pädagogisch geschult würden, spielte damals keine Rolle. Ihre Unterbringung gebot einfach die Not. Und für die meisten Kinder und Eltern

Anmerkungen

Unser Nahziel waren Kartoffelpuffer mit Apfelmus

Diese Rede hielt Christine Brückner zum 75. Jubiläum des Studentenwerks Marburg am 22. Februar 1996.

Die Anfänge des Marburger Bettina-Hauses

Der Text stammt aus „alma mater philippina“, Sommersemester 1965 Marburger Universitätsbund e.V. , Marburg (Lahn).

Die Autorin Toni Milch, eigentlich Antonie Cäcilie Milch geb. Honigmann (1903-1995), war mit ihrem Mann, dem protestantischen, jüdischstämmigen Germanisten Dr. Werner Johannes Milch, mit dem sie seit 1928 verheiratet war, nach Großbritannien emigriert. Dort engagierten sich die Eheleute bald im deutsch-britischen German Education Reconstruction Committee (GER). Werner Johannes Milch wurde 1949 vom Hessischen Staatsminister für Unterricht und Kultus zum Ordinarius für Neuere deutsche Literaturgeschichte ernannt. Das Ehepaar Milch gestaltete die Leitung bzw. das Protektorat des Bettina-Hauses, des Marburger Wohnheims für in- und ausländische Studentinnen. Nach dem Tod ihres Mannes 1950 verließ Toni Milch Marburg und zog nach Hamburg.

Das Marburger Studentendorf

Der Text stammt aus „alma mater philippina“, Sommersemester 1965 Marburger Universitätsbund e.V. , Marburg (Lahn).

Der Autor Siegfried Ebel studierte ab 1956 an der Philipps-Universität Marburg. Dort beendete er 1959 sein Pharmazie- und 1961 sein Chemiestudium. Drei Jahre später folgte die Promotion am Institut für Pharmazeutische Chemie und Lebensmittelchemie bei H. Böhme. Anschließend bereitete Siegfried Ebel in Marburg bis 1968 seine Habilitation vor. Während dieser Zeit erlangte er mit der Lebensmittelchemiker-Hauptprüfung seinen dritten Studienabschluss. Für seine erste Professur verblieb der Wissenschaftler 1969 an der Universität Marburg. Zwei Jahre danach folgte die Ernennung zum Abteilungsleiter für die Fachrichtung Pharmazeutische Chemie. In den frühen 70er Jahren beschäftigte sich Ebel mit der Rechnersteuerung in der Analytischen Chemie. Die Arbeiten auf diesem Gebiet brachten ihm internationale Anerkennung ein. 1982 wurde Ebel als Nachfolger von Carl Heinz Brieskorn an die Universität Würzburg berufen.